



Feierabend



Geiltänzer /

Von Karl Bahnmüller.

Es ist nun endlich Sonntag geworden, und Albert, der die bunten Plakate der Seiltänzer nicht vergessen konnte, streift über den Turnplatz. Eine heiße Sonne brüht über dem Sägemehl der Manege. Es riecht nach frischer Farbe und nach Pferden. Vor dem blauweißen Wohnwagen sitzt ein junges Mädchen. Albert bleibt in ihrer Nähe und vergißt die Zeit.

Auf dem Heimweg trifft er Paule, seinen Schulkameraden. „Kommst du mit,“ fragt Paule, „zur Nachmittagsvorstellung?“ „Natürlich,“ beeilt sich Albert zu versichern, obgleich er weiß, daß er da zu viel versprochen hat, denn noch hat er kein Geld.

Dahin haben sie mit dem Mittagessen längst begonnen. Albert hat einen roten Kopf und mit niedergeschlagenen Augen nimmt er Platz. Sein Vater ist bereits fertig, er hat sich den Mund gewischt und ist nun ungeduldig geworden.

„Du mußt alles aufessen!“ sagt er zu Albert, der in seinen Teller stiert. Da ist noch ein letzter Broden Fleisch, ein fettes und verkorpeltes Stück, vor dem er sich fürchtet. Er schiebt es beiseite und nimmt nur ganz kleine Gabelspitzen voll Rotkohl und Kartoffeln, nur um diesen Bissen hinauszuögern. Er will ihn mit dem Beised verdecken, aber das läßt er dann lieber, sein Vater könnte es bemerken. In das Fischstück, das heute frisch ist, hat er einen roten Fleck gemacht, und nun schaukelt er sogar mit den Beinen. Beinahe knallen sie gegen den Tisch. Albert duckt sich. Schnell einen groben Schuh, den allerlehten. Endlich kann unter des Vaters nassem Bart „Mahlzeit“ hervorkommen. Das Mittagessen ist überstanden, aber heute kann er den Vater nicht um das Geld angehen. Er schießt an ihm vorbei, die Treppe hinunter, den Gang entlang, hinaus auf die Straße, die heute so hell ist.

Nach einer langen Weile kommt jemand die Treppe herunter. Es ist der Vater. Er hat seinen Sonntaganzug an, der gelbe Spazierstock hängt an seinem Arm, und er raucht einen Schweizerstumpfen.

„Bleib in der Nähe!“ raunzt er im Vorübergehen, und dann treibt er langsam die Färbergasse hinunter. Hinter seinem breiten Rücken nimmt Albert einen Anlauf und tritt gegen die Konservenbüchse, die der

Paule hergestickt hat. Sie rollt in den Kanal, wo sie einen schrecklichen Lärm macht. Mit einem dunklen Schuldgefühl verbirgt er sich hinter dem nächsten Hausvorsprung. Es bleibt ungewiß, ob sein Vater sich herwendet.

„Ich bin gleich wieder da,“ sagt er dem Paule und geht ins Haus.

Auf der Treppe ist es so dunkel, im Wohnzimmer still und leer. Zögernd schiebt er sich hinein, und dann sieht er durch die offene Tür zum Schlafzimmer, wie dort seine Mutter vor dem Spiegel steht und ihre schwarze Bluse zubast.

„Was willst du?“ fragt sie, und sie dreht ihren Rücken weg. Albert steht vor der Schwelle, ein beklemmender Geruch weht ihn an. Er kann jetzt nicht zu ihr hinein. Er kann sie auch nicht um das Geld bitten. Seine Hände irren umher, und er weiß nicht, wo er sie lassen kann. Sein Mund öffnet sich von selbst, aber es kommt nur ein viel zu lautes Räuspern heraus. Nach einer langen Sekunde erst gibt er sich einen Ruck, der ihn aus dem Türrahmen gleiten läßt.

„Der Paule möchte mal mein neues Brennglas sehen.“ Das ist ihm eingefallen, aber es klingt dünn. Nun muß er freilich an Vaters Schreibpult, wo es liegt. Sonst ist das Pult geschlossen, doch heute ist seine tintenbelleste Platte unbegreiflicherweise aufgeklappt. Albert stellt sich auf die Zehenspitzen. Will mal sehen . . . in der Lade liegt Vaters Haushaltsbuch, ein Kästchen für Ringe, ein Schlüsselbund, blaue Kuverts mit Aufschriften, die der Vater geschrieben hat: „Zeugnisse“, „Personalpapiere“ und da ist auch Geld. Es liegt in einem Tassenlopf. Aus dem Schlafzimmer kommt ein Anarren. Die Mutter zieht den Wäscheschrank auf. Sie kann nichts sehen. Alberts Hand schwebt über den Silbermünzen, die dem Vater gehören. Es ist, als agiere jetzt eine fremde Hand, über die er nicht gebieten kann. Aus eigener Kraft stößt sie vor, zerknüllt schnell eines der Kuverts, greift dann schnell und blindlings zu und schließt sich um ein hartes Stück Metall.

Seine Mutter hat nicht achtgegeben, als er aus dem Wohnzimmer ging. Im Hals steckt ihm wieder der Fleischbroden, der nicht hinunterrutschen kann. Die Finsternis auf

der Treppe ist noch dichter, und Albert muß sie mit einem Sprung zerteilen.

In der Halle draußen wartet Paule, und er fragt:

„Hast du Geld?“

Albert bleibt stumm, er schreitet schnell aus. Paule läuft neben ihm her wie ein Hündchen, der mitgenommen werden möchte. Erst an der Ecke öffnet sich die Hand.

„Mensch, drei Mark?“

Auch Albert erschrickt. Es ist nun doch nicht so hell, wie es ihm erschienen hatte. Schwer hängt ein angedunkelter Himmel über der Stadt, die ihren Glanz verloren hat. Albert will nun gar nicht mehr auf den Turnplatz.

Am Kiosk nimmt Paule das große Geldstück aus Alberts feuchter Hand, die sich nicht sträubt. Sie darf es nicht behalten. Es muß vertan werden, wegtrollen und verloren gehen. Paule kauft Erdnüsse. Sie schmecken bitter. Er kauft Schokolade, er holt Johannisbrot und zwei Eiswaffeln. Albert nimmt nichts davon.

Die Straßen dehnen sich jetzt ungeheuer lang. Albert hat Mühe, seinem Freund zu folgen. Die Steine stechen durch die Sohlen seiner Schuhe. Er möchte sich auf einen Randstein setzen, aber der Paule hat noch Geld in der Tasche, das ausgegeben werden muß. Paule sieht jetzt aus wie ein Großer, der die Nacht hat und dem man folgen muß. Er will ins Kino. Albert ist einverstanden. Er paßt auf, daß ihn kein Bekannter sieht, als ihn ein roter, klaffender Vorhang in das Dunkel läßt, in dem das Märchen haust. Sie lachen neben, Paule wiehert sogar laut, und Mädchen glidfen und schreien, aber Albert kann nicht lachen, ein bißchen vielleicht. Es wäre schön, wenn er jetzt lachen könnte, doch schon flammt das Licht wieder auf, und er traut sich nicht umzusehen. Lieber als hier sitzen, möchte er jetzt in seinem Bett liegen und ganz klein sein. Lieber möchte er die Beine an den Leib heraufziehen und unter die große, weiche Decke schlüpfen.

Ein wälzender, schwerer und immer schwererer Druck treibt ihn dahin. Er sucht sich mühsam seinen Weg, über den Marktplatz, um viele Ecken, die Färbergasse hinauf. Da steht er nun allein vor seines Vaters Haus, Paule und das Geld sind

Der Arbeiterdichter.

Ich will in dir zu hellem Klingen bringen
 die vom Gellen fordernder Sirenen,
 die vom Dröhnen rasender Maschinen,
 die von der Monotonie unzähliger,
 ewig gleichbleibender Bewegungen des Geistes und des Körpers
 betäubte,
 gemürbte,
 mißhandelte,
 vergewaltigte Sehnsucht:
 nicht nur Automat am laufenden Band des
 Profits —
 nicht nur Hebel an gewinnversprechenden Me-
 chanismen des Profits —
 nicht nur Material im ausgeklügelten Systemen
 des Profits —
 nein —
 auch Mensch zu sein!

Tut, ein Wirker.

längst verschwunden. Das Fenster vom
 Wohnzimmer ist hell. Es ist ein großes
 Auge, das böse auf ihn herunterguckt.
 Albert kann nicht ins Haus, er muß vorbe-
 weichen.

Weithin strahlen die Karbidlampen vom
 Turnplatz. Die Drehorgel lodt. Dort sind
 Menschen. Das hohe Seil strebt in den
 Nachthimmel. Es ist finster da oben. An
 der Mastspitze weht ein kleines Fähnchen.
 Auch bei den Wohnwagen ist es dunkel und
 das ist gut, denn dort kann sich Albert ver-
 kriechen. Zwischen ihren Rädern findet er
 einen Platz und eine Lücke ist ihm frei-
 gegeben, die ihn trübselig läßt an den
 gefährlichen und seltsamen Dingen, die in
 der Manege vorgehen. Er starrt wie ge-
 bannt auf diese schwerelosen Menschen. Sie
 fliegen und fallen durch die Helle, die in
 die Nacht geschnitten ist. Manchmal geht
 der Orgel und auch Albert der Atem aus,
 und immer ist das Ende, die nächste Sekunde
 schon, ungewiß. Und wenn dann der Bei-
 fall kommt, lächeln sie, und Albert lächelt
 mit ihnen. Nach einer unvorstellbar langen
 Zeit tänzelt das junge Mädchen herein in
 die Runde, das Albert schon am Vormittag
 gesehen hat. Ihm ist es, als beginne jetzt
 erst das Eigentliche. Sie hat jetzt ein blin-
 kendes Kleid an und im Haar ein rotes
 Band. Die Scheinwerfer werden nach oben
 gerichtet, zu dem kleinen, flatternden Fähn-
 chen, zu den blaß gewordenen Sternen. Sie
 steigt hinauf, und das hohe Seil schwankt
 und zittert. Die Orgel hat wieder aus-
 gesetzt. Die Stange in ihren Händen geht
 auf und nieder, Alberts Blut hämmert laut
 und wild. Wirklich, sie geht ins Unbewußte.
 Wie zum Hohne schwanen auch die Sterne.
 Langsam schreitet sie dahin, Albert läßt sich
 keine ihrer Bewegungen entgehen, doch ehe
 sie das Ende erreicht hat, entschwindet sie
 seinem Blick.

Albert steht auf. Ein zerbrochenes
 Bierglas liegt da auf dem grauen Boden.
 Er muß ihm aus dem Wege gehen. Hastig
 kriecht er aus seinem Versteck und sucht über
 den vielen Köpfen nach ihr, als eine Hand
 nach seinem Arm greift. Es ist der Vater,
 der nichts sagt, doch seine Hand läßt ihn
 nicht mehr los. Sie gehen nach Hause, und
 der Vater bleibt stumm. Es könnte alles
 sein, wie es immer gewesen ist. Albert kann
 nichts sagen. Er kann auch nicht weinen.
 Von weit her kommt das Leuchten eines
 Gewitters und viel, viel später donnert es
 leise und lang.

James Jesse Strang.

Die Geschichte eines Königs.

Auch die Mormonen, diese eigenartige
 Sekte, deren höchste Offenbarung die Viel-
 weiberei ist, hatten im vorigen Jahrhundert
 einen König gehabt, den ersten und letzten
 Mormonen-Herrscher. Die Geschichte dieses
 Mannes, der Abenteurer war, dann König
 wurde, und sich als solcher jahrelang behaup-
 tete, hört sich wie ein spannender Abenteuer-
 roman an, zeigt eine Welt des Irr- und Aber-
 glaubens, die uns amüset wie eine Geschichte
 aus Tausend und einer Nacht. Beinahe un-
 glaublich, daß es Wirklichkeit war und daß uns
 nur wenige Jahrzehnte davon trennen.

James Jesse Strang, der Schöpfer dieser
 bisher unübertroffenen Staatsparodie, ist im
 Jahre 1813 im Dorfe Scipio im Staate New
 York geboren. Sein unruhiges Blut trieb ihn
 schon frühzeitig in die Fremde. Er versuchte
 alles nur Mögliche, war Zeitungsjunge, Lehrer,
 Rechtsanwalt, Journalist und schließlich ein
 Eiferer des Antialkoholismus. Doch nichts be-
 hagte ihn. Seine Brust schwellte grenzenlose
 Ruhm- und Machtstucht. Die mußte er befrie-
 digen.

Er kam eines Tages in das Dorf Bour-
 lingtom im Staate Wisconsin. Hier begegnete
 er einer wandernden Mormonen-Mission, schloß
 sich ihr an und ging mit nach Nauvo, wo der
 Begründer der Mormonensekte, der Prophet
 Joe Smith, sich mit seiner Gemeinde nieder-
 gelassen hatte. Strang lernte dort die Reli-
 gionsgrundsätze der Mormonen, der „Latter-
 Day Saints“ (Heiligen der letzten Tage),
 kennen. Er erfuhr, daß der höchste Gnadenakt
 Gottes die Vielweiberei sei, daß es ohne Viel-
 weiberei keine Erlösung gebe. Er hatte aber
 auch erfahren, auf welche wunderfame, mysti-
 sche, schier unglaubliche Weise Joe Smith diese
 Offenbarungen erfahren habe.

Die Engelserscheinung, die sich Smith im
 Jahre 1823 zeigte und ihm verkündete, daß er
 im Hügel Cumora bei Palmyra in County
 Newyork nach „Heiligen goldenen Tafeln“ suchen
 sollte, gab ihm zu denken.

Aber auch andere Wunder geschahen um
 Joe Smith herum. Der des Lesens unkundige
 Prophet, der die vorgefundenen Tafeln laut
 Befehl des Engels nur vier Jahre später heben
 durfte, fand in der Kiste auch eine Wunder-
 brille (Urim und Thummim) mit durchsichtigen
 Steinen als Gläser, die ihn befähigten, aus
 den Offenbarungen, die die vorgefundenen
 Tafeln angeblich enthielten, das herauszulesen,
 was er eben für richtig fand.

Der Abenteurer erkannte sofort, welche
 ungeheure Möglichkeiten sich ihm im Kreise
 dieser einfältigen Menschen böten und beschloß
 daher, selbst Mormonen zu werden. Er gebärdete
 sich von da ab als ein überzeugter Anhänger
 des Propheten. Als dann dieser das Jüngliche
 segnete, war er einer der aussichtsreichsten
 Bewerber auf den verweisten Prophetenposten.
 Um sein Ziel zu erreichen, arbeitete er nach
 denselben Methoden, wie sein einstiger Meister.
 Gefälschte Briefe, Engelserscheinungen, geheim-
 nisvolle Kupferplatten taten auch diesmal ihre
 Wirkung. Und dennoch wurde er nicht Prophet,
 denn . . .

Birgham Young, auch ein Anwärter des
 Führerpostens, kündigte ihm den Kampf an und
 erwies sich als der Stärkere. Strang blieb
 nichts anderes übrig, als mit einer kleinen
 Schar der ihm Folgenden auszuwandern und
 inmitten des Michigansees auf einer großen
 Insel, „Beaver Island“ genannt, ein neues
 Reich zu gründen.

Die äußerste Insel war von einigen
 Fischerfamilien bewohnt. Des Abenteurers erste
 Heldentat war es nun, diese armen Menschen
 zu besiegen und seinem Willen zu unterjochen.
 Die Gläubigen glaubten jetzt, er sei ein Zehn-
 ling Gottes und gehorchten nun blindlings
 seinen Befehlen. Und der „Zehning Gottes“
 nützte diesen Umstand reichlich aus. Allerdings,
 auch der Zufall kam ihm hierbei zu Hilfe.

Im Jahre 1850 verführten die Fischer des
 Festlandes, die Mormonen von der Insel zu
 vertreiben. Eine kleine Insel gegenüber von
 Beaver Island diente ihnen als Stützpunkt.
 Am Vorabend ihres Nationalfeiertages landeten
 sie dort mit einem Segelschiff. Sprachen
 dem mitgebrachten Whisky reichlich zu und
 gingen dann — sich in vollster Sicherheit
 wähnend — schlafen. Strang, der dies alles
 genau beobachtete, bestieg nun mit einigen
 seiner Getreuen eine Barke und fuhr, nachdem
 er die Wache des Feindes überwältigte, mit
 dem erbauteten Segelschiff heim. Der Kampf
 war gewonnen, noch ehe er ihn begonnen hatte,
 und die Fischer waren froh und glücklich, als
 sie nach Erfüllung allerlei harter Bedingungen
 ihr Segelschiff zurückbekamen und aus Festland
 zurückkehren durften.

Nach dieser Heldentat dünkte sich Strang
 gottesähnlich und benahm sich auch danach. Er
 ließ verkünden: Die Engelserscheinung habe sich
 ihm wieder gezeigt und offenbart, daß der
 Wunsch des Herrn es sei, daß das Volk ihn
 zum König kröne. Und das naive Volk tat
 das auch. So wurde Strang Alleinherrscher,
 Despot.

Es dauerte nicht lange und ein unstill-
 barer Machttraub überwältigte den neuen
 Herrscher. Er dünkte sich ein zweiter Nero zu
 sein. Tagtäglich erließ er die unvernünftigsten Be-
 fehle und führte sie mit unbarmherziger
 Strenge durch. Er dekretierte unter anderem:
 „Die vorhandenen Kaffee-, Tee- und Tabak-
 bestände sind ein Werk des Teufels und daher
 ins Meer zu werfen.“ „Zu Eheschließungen ist
 meine königliche Erlaubnis notwendig.“ „Zu-
 widerhandelnde“, hieß es weiter, „werden
 öffentlich ausgepeitscht.“ Und er ließ auch
 Männer, Frauen und Kinder züchtigen. Mit
 besonderer Vorliebe tat er das mit jungen
 Brautpaaren. Er schrieb auch die Kleidung
 der Braut bei der Trauung vor: bis zu den
 Knöcheln reichende weite Bluderhosen. Und
 wehe den Unglücklichen, die diesen Befehl außer
 acht ließen. Strang als Prophet und Allein-
 herrscher verurteilte die armen Sünder, sowohl
 Braut als auch Bräutigam, die die heiligsten
 Gebote ihres Glaubens mißachteten, zur Aus-
 peitschung. Er hatte sich natürlich auch einen
 Harem angelegt. Gesiel ihm ein Mädchen oder
 eine Frau auf der Insel, so mußte sie in
 seinen Harem. Protestierte der Vater oder der
 Gatte, so wurde er zum Tode verurteilt und
 gehängt.

Acht volle Jahre währte diese Schreckens-
 herrschaft, bis endlich Amerika sich veranlaßt
 sah, ihr ein Ende zu bereiten. Ein Schiff
 wurde entsandt, mit dem Befehl, Strang
 lebend nach Amerika zu bringen. Inzwischen
 ereilte aber den Abenteurerkönig sein Schicksal.
 Zwei seiner geheimen Untertanen, namens
 Bedford und Wentworth, hatten Rache ge-
 schworen und erschossen den Tyrannen.

Strang war tot und sein Volk zerstreute
 sich in alle Windrichtungen. Der Königstraub
 war ausgeträumt.

Drei Emigranten.

Von einem von ihnen.

Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein,
Sie zogen bis tief nach Frankreich hinein.
Sie hatten verloren ihr Vaterland,
Denn drüben wütheten Mord und Brand.

Und in Paris haben ſie ſich getrennt.
Ein jeder ein anderes Ziel ſich nennt.
Und was geworden iſt aus den drei,
Zu aller Ruhen berichtet hier ſei:

Der erſte, ein ehrſamer Schneidergeiell,
Lernte franzöſiſch eifrig und ſchnell.
Eines Tages war nicht länger er arbeitslos.
Er vergaß ſeine Heimat und wurde Franzoſ.

Der zweite ſich täglich ins Caſé geſetzt
Und eifrig poliſtiſchen Unſinn geſchwätzt.
Daß Ende war immer, von frühe bis ſpät,
Daß die braune Schmach von ſelber vergeht.

Er tat nichts und lernte nichts und redete nur
Tagtäglich von ſieben bis ſieben Uhr
Er hat ſchließlich ſo lange herumdiskutiert,
Bis er eines Tages vor Hunger kriecht.

Der dritte aber war tüchtig und ſchlau,
Er lernte die Sprache. Und wußte doch genau:
Von ſelber iſt noch kein Hiltler verfloſſen,
Und er arbeit' zuſammen mit ſeinen Genoſſen.

Tagsüber ſißt er in ſeiner Kanzlei,
Der Abend aber gehörte der Partei,
Hilft mit, was in ſeinen Kräften ſieht,
Daß die braune Nacht über Deutschland vergeht.

In Frankreich die Arbeit, in Deutschland das
Herz.

Er häßt ſeine Hände ſo hart wie Erz.
Und ſind die Tage der Mörder gezählt,
Der dritte nicht bei der Entſcheidungsſchlacht
fehlt.

Moral:
Das Leben des Dritten ſoll Vorbild uns ſein,
Dann geht es bald wieder nach Deutschland
hinein!

Die Schlafkrankheit.

Aus den Vereinigten Staaten kommt die Meldung, daß im Staate Miſſouri, und zwar in den Städten St. Louis, Canſas City und Warrensburg, die Schlafkrankheit ausgebrochen iſt und bereits über 200 Todesopfer verſchlungen hat. Augenblicklich iſt der geſamte mediziniſch-bakteriologiſche Apparat der Bundesregierung von Washington dabei, mit einem Aufſatze von 500 Mediziniern und Bakteriologen und von über 1000 Pflegerinnen in den Krankenhäuſern von St. Louis den Kampf gegen die fürchtbare Krankheit aufzunehmen.

Die Schlafkrankheit wurde zum erſtenmal von dem deutſchen Gelehrten Profeſſor Koch in den achtzig Jahren in den deutſch-afrikanischen Kolonien, und zwar am Kongo, am Senegal und in Angola an den Menſchen entdeckt. Prof. Koch beobachtete eine Epidemie, bei der die Eingeborenen ſchlafend ſtarben, ohne daß ſie wieder zum Erwachenden gebracht und gerettet werden konnten. Prof. Koch kam nun bei ſeinen Unterſuchungen am Kongo zu dem Ergebnis, daß die berühmten Tſe-tſe-Fliegen die Erreger der Schlafkrankheit ſind und ſie auf die Menſchen übertragen. Er bekämpfte die verächtlichen Fliegen, die die ſogenannten Trypanosomen auf die Menſchen übertragen, mit einem Präparat, das ſpäter den Namen

Held mit Hunger.

Von R. Wiegand.

Rena wußte ſpäter nicht mehr, wie das überhaupt paſſieren konnte. Sie war die beſte Manuſkripterin im Klub, ſie hatte ſchon weite Touren ohne jeden Zwifſchenfall erledigt, ſie war in ihrem wunderſchönen Boot ſo ſicher wie daheim auf dem Parkett, und trotzdem ſchloß die Abendſahrt an jenem ſchrecklichen Mittwoch damit, daß ſie im Bett eines ſchneeweißen Krankenhauszimmers aufwachte, ſchrecklich matt war und nur ſah, daß ihre Mama weinte. Sie hatte ein undeutliches Gefühl davon, daß auch ihr Vater im Zimmer ſtand und jemand in einem weißen Mittel freundlich etwas fragte, dann ſchloß ſie die Augen wieder. Es war etwas paſſiert. Was, das konnte ihr armer Kopf, der entſetzlich weh tat, noch nicht ordnen.

In ihrem hübschen, hellen Zimmer mit den behaglichen Zeſſeln hatte ſie ein paar Tage ſpäter Zeit dazu, wenn auch keine rechte Luſt. Sie hatte Glück gehabt. Zwar das Kanu war gekentert, und ſie hatte unglücklicherweise entweder von ihrem eigenen Paddel oder vom Bootsrand oder ſonſt auf eine nicht erklärbare Weiſe eins auf den Schädel bekommen und hatte raſch das Bewußtſein verloren. Sie wäre beſtimmt ertrunken, wenn nicht jemand am Ufer den Vorgang beobachtet, in voller Kleidung ins Waſſer geſprungen und die ziemlich erhebliche Strecke gegen die Strömung geſchwommen wäre. Erſt nach mehrmaligem Tauchen hatte ihr Retter ſie gefaßt und ſie ans Land gebracht und die Ohnmächtigen noch eine ganze lange Strecke — denn die Unfallſtation war ziemlich weit ab von der Stadt gelegen — geſchleppt bis zu einer Meldeſtelle. Dort hatten ihn dann die Sanitäter Hilfe gebracht, und im Therenſienkrankenhaus hatte eine glückliche Fügung gerade den Dr. Raubwieſer den Aufnahmemeiſter tun laſſen, der ihr Klubkamerad war. Der hatte ihre Eltern herbeitelephoniert und von da ab ging alles den ruhigen glatten Gang der allerbeſten Geborgenheit.

Ihr Retter aber? Rena wußte den Namen; ihr Vater hatte mit dem jungen Mann geſprochen; für heute hatte er, — es war ſchwierig geweſen, er hatte ſich immer wieder geweigert — für heute hatte er ihr ſeinen Beſuch zugeſagt, daß ſie ſich bei ihm bedanken könne. Ihr Retter! Der Held, der trotz ſchlechter Sicht, trotz der weiten Entfernung, trotz der denkbar ungünſtigen Umſtände ins Waſſer geſprungen war! Sie träumte vor ſich hin. Sie ſah den ſchlanken, ſeinen Sportjungen vor ſich, eine Geſtalt, wie ſie ſie zu Tugendenden von den Waſſerſportvereinen kannte; aber ſein Geſicht war kühner, ſtrenger, vornehmer, heldiſcher, wie Ausgewählte anſehen.

Da klopfte das Mädchen. Und als ſie drüben ins Zimmer trat, ſtand vor dem einen

Zeſſel ein magerer Junge, der wie ſechzehn oder ſiebzehn Jahre ausſah, in einem mäßig jugendlichen, ganz neuen Anzug, mit verlegten ſpielenden Händen. Rena zögerte. Konnte das —? Das war — der da, der hatte ſie aus dem Waſſer geholt und am Ufer entlang getragen? Sie ſüßte ſtatt der heißen Dankbarkeit, mit der ihre Gedanken eben noch den ſchönen, blonden, ſtrahlenäugigen Retter begrüßt hatten, nichts mehr als das bange Unbehagen einer grenzenloſen Blamage.

„Ich möchte Ihnen ſehr danken —“ ſagte der Junge an, und Rena verwirrte ſich. Er dankte ihr? Sie mußte doch jetzt —? „... ſehr danken,“ ſagte die fremde Stimme, die rein und weich klang und ſehr dunkel, „daß Ihr Vater mir den Anzug erſetzt hat. Eigentlich war er gar nichts mehr wert. Die Jacke war ganz dünn und die Hoſe ſchon mal geſlickt.“ Er ſagte das mit einem kleinen Lachen, das beſcheiden und überlegen war. Dann ſaßen ſie, und Rena ſah ihn an. Er war doch älter als ſiebzehn; er war nur ſo mager und ein bißchen in den Schultern verzogen; er war gar keine Heldengeſtalt; aber ſein Geſicht, dieſes zwar braungebräunte, aber trotzdem bleiche Geſicht, verſchwand, wenn man die Augen ſah, große, dunkle Augen, die immer ins Leere zu gehen ſchienen, Augen, die kein Ziel hatten. Und die Hände? Bleiche, feine Hände, die keine Arbeit zu tun bekamen. Jetzt lächelten die Augen, und die Hand ſtreckte ſich nach Renas Hand aus, die ſie ihm hinreichte. „Das mit dem Anzug —“ ſtammelte ſie verlegen, als wäre ſie nie ſchlaffertig ihren Klaffenkameraden und Klubfreunden entgegengetreten, „wie gut, daß mein Vater daran gedacht hatte —“. Der Mann lachte. Er war ein Mann. Aber die Not hatte ihn gezwungen, wie ein Knabe zu leben, läſſig, ohne Zweck, ohne Ziel. Sie kam mit ihrem Dank nicht an ihn heran. Er war ganz weit weg, in einem Land, in das Rena noch nie geſehen hatte — in Heimatloſigkeit, Arbeitsloſigkeit, Alleinſein. Und trotzdem die Menſchen ihm nichts gab'n, hatte er bedingungslos das Einzige eingefeßt, das er hatte: ſein Leben, um ein anderes, behütetes Leben zu retten.

Rena ſah auf: ſie ſah ſeine Hungergeſtalt ſtatt der wohlgepflegten Sportlerſcheinung, ſein armes Geſicht ſtatt der geträumten Heldensönlichkeit, und dennoch, dennoch war dieſer da auf einmal vor ihren Augen umleuchtet von einem Heldentum, das ganz anders war, als alle Mannhaftigkeit, an die Rena glaubte. Sie ſah hinter dieſem eine lange, vielköpfige Reihe von Helden, ſtillen, duldbenden, klagenloſen Menſchen, die trotz aller eigenen Not noch immer bereit waren, ſich ſelbſt einzufetzen, um des Lebens willen.

„Bayer 205“ erhielt. Auf Grund der Forſchungen Prof. Kochs wurde die neue Krankheit von der internationalen Medizin mit dem Namen „Schlafkrankheit“ bedacht.

Vor allem in Uganda in Afrika wurden auch ſpäterhin Perioden der Schlafkrankheit beobachtet, die ſich gelegentlich mit einer Welle der Menſchenpeſt vermischten. Dieſe afrikanische Menſchenpeſt wird durch Rickettie, die in den Hütten leben, verbreitet. Sie iſt urſprünglich eine Tierſeuche, die allerdings in den letzten Jahrzehnten durch die Rickettie auf die menſchliche Bevölkerung der mittelaſtraniſchen Förfen übertragen wurde und zu ſur-jt-

taren Epidemien führte. Nun iſt es dem Aerzteſtab in St. Louis gelungen, den Erreger der Schlafkrankheit feſtzuhalten. Frau Doktor Margarete G. Smith hat in einem feinen Porzellanfilter dieſen Erreger entdeckt, ohne daß es allerdings möglich war, mit den beſten Mikroſkopen ſeine Zuſammenſetzung feſtzustellen. Auch nach der Filterung des Erregers iſt die Krankheit noch nicht wirksam bekämpft. Es handelt ſich zunächſt darum, ein Serum herzuſtellen, das die Anſteckung zu verhindern vermag.

Auch die Opfer der Schlafkrankheit, die vom Tode verſchont wurden, haben unter Ver-

Blöbung und Epilepsie zu leiden, ohne daß Ihnen bis jetzt ärztliche Hilfe gebracht werden konnte.

Wir sehen also der Schlafkrankheit, soweit sie nicht wie durch Prof. Koch mit dem Präparat „Payer 205“ bekämpft werden kann, ziemlich machtlos gegenüber.

Der Reichtum der Natur.

Unser Apfel hat sich aus dem gewöhnlichen Holzapfel entwickelt. Alle unsere verschiedenen Sorten stammen von diesem einen Stamm- apfel ab, und doch gibt es heute mehr als 700 Apfelsorten, und täglich kommen neue hinzu. Die Pflaumen stammen von zwei Pflaumen- arten ab, die ursprünglich im Kaukasus wild wuchsen; heute haben wir mehr als 300 Pflaumen- arten. Auch die Orangenarten gehen in die Hunderte, obwohl wir nicht imstande sind, so viele Arten genau zu unterscheiden, wie uns das etwa bei den Äpfeln möglich ist. Die schönsten aller Orangen aber sollen die west- indischen sein, die überhaupt kaum jemals nach Europa kommen. Bei den Blumen ist die Mannigfaltigkeit fast noch überraschender: es gibt 33 Krokusarten, die verschiedenen Tulpen- arten füllen ganze Seiten in den Katalogen, ebenso zahlreich sind die Narzissenarten. Widen tauchen in jedem Jahre in neuen Spielarten auf, obwohl schon Hunderte von Züchtungen vor- handen sind. Ganz ähnlich ist es mit Dahlien. Es ist wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Zahl der Abarten auf etwa 700 schätzt. Die Chrysanthemem, die aus Japan stammen, sind in Europa erst um die Mitte des achtzehn- ten Jahrhunderts aufgetaucht, und noch vor hundert Jahren gab es nur drei Farben, weiße, rote und violette. Heute entzücken uns Hun- derte von Abarten in allen möglichen Farben und Formen. Die Rosen, die sich doch alle aus der Deckrose entwickelt haben, sind so zahl- reich, daß sich wohl niemand rühmen kann, alle Sorten zu kennen.

Wißt ihr schon?...

Austernfischer haben häufig die Beobachtung gemacht, daß Ratten sich in Austernschalen gefangen haben und darin umgekommen sind. Bei Ebbe versuchen die Nagetiere, einen Lederbissen zu erwischen, aber die Austern pressen ihre Schalen um den Eindringling zusammen, und wenn dann die Flut kommt, werden die Ratten getötet.

Viele Kaffernstämme Afrikas sowie die In- dianer Südamerikas bilden sich ein, daß die Träume, die sie nachts haben, Wirklichkeit sind. Wenn ein Kaffer zum Beispiel träumt, er hätte einen Gegenstand von einem andern zum Ge- schenk bekommen, so betrachtet er diesen Gegen- stand ohne weiteres als sein Eigentum. Ein Forschungsreisender in Südamerika wäre kürz- lich fast von einem indianischen Diener ermor- det worden, weil dieser geträumt hatte, der Weiße hätte ihn geprügelt. Diese Prügel wollte er doch nicht auf sich sitzen lassen.

Der Sohn eines Professors in Harvard konnte mit sechs Monaten das ganze Alphabet; mit zwei Jahren konnte er lesen und schrei- ben, und als Elfjähriger vermochte er die schwierigsten mathematischen Probleme zu lösen. Wie die meisten Wunderkinder wurde er dennoch kein großer Mann.

Unter der Stadt Chicago erstreckt sich ein Güterbahnnetz mit 95 Elevatorstschächten, 304 Wagen und 150 elektrischen Lokomotiven. Die Bahnlinie ist 100 Kilometer lang. Auf dieser

Bahn werden jährlich über eine halbe Million Warenabgaben, bestehend aus Waren aller Art, befördert, hauptsächlich aber Kohle, Erde von Ausgrabungen, Asche und Abfall.

Berühmt wegen ihrer Tropfsteinbildungen ist die Adelsberger Grotte. Die Grotte erstreckt sich zwei Kilometer weit in den Berg hinein und hat mit allen Verästelungen eine Gesamt- länge von fünf Kilometern. Ein Teil der Grotte war schon um 1300 bekannt, aber erst 1818 entdeckte man sie in ihrer ganzen Ausdeh- nung. An manchen Stellen hat sie eine Höhe von 30 Metern; die Adelsbergsgrotte ist das frühere Flußbett des Rofl, der an der Män- dung der Grotte in einem Loch verschwindet, um fünf Kilometer davon entfernt wieder auf- zutauchen, wo sich die Planinagrotte befindet, die ebenfalls merkwürdige Bildungen aufweist. Eine der berühmtesten Grotten der Welt befin- det sich auf Neu-zealand. Sie wird von Mil- lionen von Glühwürmchen so hell erleuchtet, daß man bei ihrem Schein ganz deutlich die Formationen der Grotte betrachten kann.

In den tropischen Urwäldern bauen die so- genannten Vogelspinnen so starke Netze, daß sich sogar kleine Vögel in ihnen fangen und auf diese Weise leicht eine Beute der gefräßigen Spinnen werden. Diese großen behaarten Spinnen fangen sogar kleine Kriechtiere und auch kleine Säugetiere und saugen sie aus. In Columbia in Südamerika gibt es eine Spinne, die so groß ist wie eine Faust. Sie legt sich auf Dächern und Tauben fest und saugt ihren Opfern das Blut aus. In Panama und den Gegenden, wo die Taranteln häufig vorkommen, deren Biß bekanntlich giftig ist, werden regelrechte Tarantelkämpfe veranstaltet. Uebrigens herrschte am Ausgang des Mittel- alters in gewissen Gegenden Südeuropas eine Art epidemischer Tanzkrankheit, die durch den Biß der gefährlichsten Tarantel verursacht worden sein soll.

Heiteres.

Die Schule.

Die Lehrerin erkundigt sich am zweiten Schultag: „Na, Karli, wie gefällst dir denn in der Schule?“ — „Ganz gut, Fräulein, aber man verpaßt sich halt den ganzen Vormit- tag damit!“

Der Herr Katechet hat mit salbungsvollen Worten die Herrlichkeit des Himmels geschildert und fragt nun die Klasse: „Wer von euch will also in den Himmel kommen?“ — Alle melden sich, bis auf den kleinen Gustl. — „Aber Gustl, warum willst du denn nicht in den Himmel?“ — „Weil mir meine Mutter befohlen hat, n a ch der Schule gleich nach Hause zu kommen!“

Lehrer: „Wenn ich sage: „Ich habe fort- gegangen“, so ist das falsch. Und warum, Bergshuber?“ — „Weil Sie ja n o ch d a sind, Herr Lehrer.“

„Nur Eigenschaftswörter können gesteigert werden,“ sagt der Lehrer. — „Zum Beispiel: schön, schöner, am schönsten.“ — Da meldet sich der Bepi Vogelsinger stürmisch: „Bitte, Herr Leh- rer, auch Zahlwörter kann man steigern!“ — „Zahlwörter? Nein, das kann man nicht!“ — „O ja, bitte zum Beispiel: drei, dreier, a m dreißigsten.“

In der Schule wird eine Weihnachtsfeier vorbereitet. Der Gesanglehrer probt mit den

Kindern: „Die erste Strophe des Liedes singt der Chor ganz allein; bei der zweiten muß dann die ganze Schule einfallen.“

In der Religionsstunde. „Nun, Kinder, was müssen wir tun, bevor uns vergeben wer- den kann?“ — „Wir müssen zunächst sün- digen!“

„Was sind Nomaden, Elfriede?“ — „No- maden sind Leute, die sich nur kurze Zeit an einem gewissen Ort aufhalten.“

„Du bist ungläublich oberflächlich,“ schimpft die Frau Lehrerin mit der kleinen Paula, „ich kenne niemand, bei dem die Ober- flächlichkeit so tief sitzt, wie bei dir!“

Die Bedeutung der Sprichwörter wird er- läutert. Der Lehrer fragt den Huber: „Kannst du mir ein Beispiel dafür nennen, daß Ehr- lichkeit am längsten währt?“ — „Ja, Herr Lehrer. Wenn ich die Rechenaufgabe abschreibe, bin ich in ein paar Minuten fertig; wenn ich sie aber allein mache, dauert es viel länger!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schachklub Wetzlar Nr. 65 bei Leipzig-Zschöna.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 155.

Von Emil Dinnebler, Tetschen.

Schwarz: Kc5; Dh3; Tc1, e7; Lb7, d6; Sd5, e2; Dc3, g6 (10).



Weiß: Kb3; Df2; Tf4, f6; Lc6; Sb6, e2; Bb2, e3 g5 (10).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erschei- nen der Aufgabe an Genossen Schachklub Wenzel, Zweit- nitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 152: Tal—al!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwikau; Fittsch Anton und Hieke Josef, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Helzel Josef und Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Olbert Ernst, Domina; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Subal Josef, Neu-Titscheln; Pöpperl Teo, Auperschin; Hyna Josef, Hostomitz; Böhm Emil, Sobrusan; Mildorf Adolf und Döhnert Max, Titschau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Swoboda Josef, Nechwalitz.

Jubiläumsspiele der Schachsektion Zuckmantel.

Sonntag, den 1. Oktober spielte die Schachsparte Zuckmantel gegen die tschechischen Schachgenossen von Zuckmantel. Ergebnis: 5½ : 4¼ für DTJ, Zuck- mantel.

Wisterschan trat in Sobrusan an und unterlag den Sobrusanern mit 4 : 6 Punkten. Sobrusan ohne Jung- nikl und Zimmermann, die Gäste ohne Walter, Glauber, Hacker und Ernst.

Schachsparte Janezz trug einen Freundschaftswett- kampf gegen Graupen aus und konnten mit 7:2 Punk- ten als Sieger hervorgehen.

Schachsektion Trauschkowitz spielte gegen eine zweite Mannschaft von Komotau I. Ergebnis 5½ : 2½ für Komotau I.